

Beilage zu Nr. 125 des Grenzboten.

Neuenbürg, Donnerstag den 12. August 1897.

Die Aufstände in Vorderindien.

Karl V. (1521—1556) beherrschte einst ein Reich, von dem er mit Recht sagen konnte, daß in seinen Grenzen die Sonne nicht unterging. Das Gleiche kann man heute vom großen britischen Weltreiche sagen, dessen Beherrscherin kürzlich ihr 60jähriges Regierungsjubiläum gefeiert hat. Leider müssen aber die Engländer auch hinzufügen, daß in ihren Ländern und Kolonien nie vollständige Ruhe herrscht; die Sonne des Friedens leidet fortwährend Trübungen. Dit handelt es sich nur um einen leicht niederzuwerfenden Aufstand, aber irgendwo ist doch immer der Knäuel aus dem Saak. So bildeten sich auch während der Jubeltage in London Wolken am Festhimmel; aus Indien kamen bedrohliche Meldungen von Empörungen der Eingeborenen aus der Nachbarschaft von Kalkutta, das ist die Hauptstadt Vorderindiens mit dem Sitze der Regierung an der Ostküste der Halbinsel, unweit der Mündung des Ganges. Wenn man sich auch die Festfreude nicht stören ließ, so waren solche Nachrichten doch geeignet, in dem Freudenbecher einen bitteren Bodensatz zurückzulassen. Der Kenner der indischen Geschichte weiß eben zu genau, wohin solche Empörungen der in religiösem Fanatismus erregten Eingeborenen führen können.

Die Erinnerungen an die Greuelthaten des Rana Sahib und seiner Anhänger vom Jahre 1857 machen noch heute die verantwortlichen Leute in der indischen bzw. britischen Regierung grausen. Und man soll nur nicht glauben, daß sich solche Ereignisse nicht wiederholen könnten. Nur ein Drittel der ganzen britischen Heeresmacht in Indien besteht aus Europäern, also unbedingt zuverlässigen Truppen. Eine besondere Gefahr liegt ja auch darin, daß die Engländer die Eingeborenen selbst in der Handhabung der Waffen und ihrer Fochtwiese unterweisen haben. Also käme es, was nicht unmöglich ist, zu einem allgemeinen Aufstande, fände sich der Mann dazu, die Massen zu führen, er würde heute leichteres Spiel haben, als Rana Sahib 1857, denn es würden sich die eigenen Waffen gegen die Engländer, die Bezwiner des Landes, kehren.

Zimmer sind es Verletzungen seitens der Engländer auf religiösem Gebiet gewesen, welche die Indier zum Aufruhr gebracht haben. Neuhere Umstände, wie Missernten, Hungersnot, kamen hinzu, um auf dem Boden der Unzufriedenheit die Erregung ins Ungemessene anzuwachsen zu lassen. So ist es auch jetzt die Pest und eine weit verbreitete, von den Herren des Landes wohl nicht genügend beobachtete Hungersnot, welche die Massen geneigt machte, den Aufzurühren ihr Ohr zu leihen. Diese hatten leichtes Spiel, indem sie die mehr oder weniger notwendigen rücksichtslosen Eingriffe der englischen Pestkommission in die Familien der Andersgläubigen als Ausgangspunkt ihrer Hezereien nahmen. Es gährt aller Orten in Indien, doch fehlt einweilen noch die Geschlossenheit des Vorgehens gegen die Unterdrücker, und dadurch wird es den Engländern leicht, Herren der Bewegung zu bleiben.

Doch wie stand es eigentlich mit dem Aufstande 1857? Die Militärrevolution überstutete vornehmlich auch das Königreich Oudh, das erst im Februar 1856 annektiert worden war. Man hatte in der alten Residenz Lucknow eine Verwaltung eingesetzt und war ziemlich sorglos, als plötzlich im Mai 1857 die Stadt umzingelt wurde. Auf das erste Gesecht am 25. Mai — ein Ausfall der Besatzung der Citadelle — in welchem die Aufständischen Sieger blieben, folgte die denkwürdige Belagerung der Residenz, wie man die Citadelle nannte. Von der Befestigung der Stadt kann man nicht reden, zu ihrer Verteidigung hätte auch die schwache Besatzung nicht ausgereicht. Alle Christen hatten sich in die Residenz geflüchtet, und Männer wie Frauen beteiligten sich nach Kräften an der Verteidigung, welche vom 30. Juli bis zum 25.

September mit Aufopferung der letzten Kraft durchgeführt wurde. An diesem Tage kam Hilfe von außen, und am 11. November noch weiterer Zuzug, mit dessen Unterstützung den Trümmern der Garnison der Abzug möglich wurde. Es verließen Lucknow am 22. November von 927 nur noch 577 Europäer; von 765 Eingeborenen waren 230 desertiert, 133 gefallen.

Nach dem Abzuge der Garnison besetzten die Rebellen die Stadt und die ganze Provinz Oudh. Ja, aber waren es denn die Rebellen, diese Freiheitskämpfer, welche ihren eigenen Grund und Boden verteidigten? Darüber kann man streiten. Unbedingt verabscheuungswürdig aber bleibt das Verhalten Rana Sahibs, der unweit Lucknow in der Umgegend von Cawnpore mit seinen Sipohs sein Wejen trieb. Er hatte immer Freundschaft mit den Engländern geheuchelt, sodas die von ihm bei Cawnpore angegriffene Garnison von 150 Soldaten, welche 330 Frauen und Kinder zu schützen hatte, bei Ausgang des ungleichen Kampfes immer noch Vertrauen zu der Rechlichkeit dieses Rebellen hatte. Er schwor, daß er der Garnison Boote liefern würde und ihr freien Abzug auf dem Fluß gestatte. Die Boote wurden auch in allem Frieden bestiegen, doch als sie mitten auf dem Fluß waren, ließ Rana Sahib sie in den Grund schießen. Ein Boot, welches entkam, ließ er wieder einsangen, die Männer sofort erschießen, Frauen und Kinder aber zusammen mit den sonst Aufgegriffenen in ein Hospital nach Cawnpore bringen. Als zu ihrem Entsch sich britische Truppen Cawnpore näherten, befohl Rana Sahib seinen Sipohs, alle umzubringen, doch diese weigerten sich, es zu thun. Er mußte Henker werben, welche seine Mordbegier befriedigten und die Toten wie die Sterbenden in einen Brunnen warfen. So geschahen am 15. Juli 1857. Ueber dieser Mordstelle haben die Engländer ein herrliches Denkmal errichtet und die Umgebung, wie auch die der Residenz von Lucknow, zu einem Park umgeschossen. Die allgemeine Zerstörung letzterer Stadt erfolgte übrigens erst in den Kämpfen vom Jahre 1858 bei Wiedereinnahme durch die Engländer. Bis auf 30 000 Mann war die Zahl der Aufständischen angewachsen, denen gegenüber erst am 1. März 1858 die britische Belagerungsarmee vor Lucknow eintraf. Dann übernahm es die Artillerie, die Stadt zu Fall zu bringen, was ihr am 19. Tage gelang, ohne daß es des Einsatzes von Menschenleben zum Sturm bedurfte. Mit dem Fall von Lucknow war die Kraft des Aufstandes gebrochen, aber erst im Februar 1859 waren die Engländer wieder Herren der ganzen Provinz Oudh. Jetzt ist Lucknow einer der Hauptwaffenplätze Indiens.

Aus der Welt der Technik.

Während in deutschen Werften die größten Schiffe der Welt von Stapel gehen, welche mit einer Geschwindigkeit von ca. sechs Meilen in der Stunde den Ozean durchseilen und Dimensionen aufweisen, welche ins Gigantische gehen, scheint von anderer Seite der Versuch gemacht zu werden, der alten, bewährten Propellerschraube den Garaus zu machen. Daß ihr Wirkungsgrad nicht gerade der beste ist, liegt auf der Hand. Ein großer Teil der angewandten Kraft wird selbst bei den bestkonstruierten Schrauben dazu gebracht, das Wasser unnötiger Weise in Wirbelbewegung zu versetzen, wie jedermann bei Dampfsern sehen kann. Ob freilich die Neuerungen, welche zur Zeit versucht werden, geeignet sind, die altgewohnte Schraube zu verdrängen, ist fraglich.

Da ist zunächst ein Schiff, die „Turbinia“, welche durch Dampfturbinen getrieben wird. Diese Turbinen, in welchen der hochgespannte Dampf wie das stürzende Wasser in gewöhnlichen Turbinen wirkt, haben große Umrechnungszahlen. Sie hatten anfangs bis zu 30 000 Touren in der Minute. Nachdem es gelang, die Touren-

zahl auf 6000 zu erniedrigen, hat man sie direkt mit den Propellerschrauben der „Turbinia“ gekuppelt und bei den Probefahrten mit geringerem Kraftverbrauch eine Geschwindigkeit von 9 deutschen Meilen in der Stunde erzielt.

Naturgemäß ist die Schraube bei der „Turbinia“ ziemlich klein geworden. Gänzlich verschwunden aber ist sie bei einem andern Boot, das seine Kraft aus der Wellenbewegung des Meeres selbst zieht. Was solch eine gut ausgewachsene Welle für Kraft entwickelt, davon hat sich jeder Schwimmer schon einige Proben geholt. Die Wogen des Atlantischen Ozeans, welche bisweilen eine Höhe von 8 m erreichen, wirken aber geradezu verheerend und entsalten im Anprall hunderte von Pferdestärken. Das neue Projekt läuft also nicht auf das Perpetuum mobile hinaus. Das Schiff wird am hinteren Ende mit einer großen, federnden Stahlplatte nach Art eines Fischschwanzes versehen. Tritt nun die Woge z. B. von hinten an das Fahrzeug heran, so wird sie zunächst die Platte nach oben biegen und schon dadurch dem Schiff eine Bewegung nach vorwärts übertragen. Läuft die Woge nun weiter, so läßt der Wasserdruck unter der Platte nach, und die fährt federnd einen kräftigen Schlag nach unten aus, welcher wiederum das Schiff vortreibt. Der Apparat arbeitet also wie ein Fischschwanz. Nun ist durch Versuche festgestellt, daß Fische ihre fortschreitende Bewegung nur durch Schläge der Schwanzflosse erzielen, während die Seitenflossen lediglich als Steuer dienen. Theoretisch stimmt die Sache also. Ob sie in der Praxis auch „klappt“, muß man vorläufig abwarten. Allerdings würde man mit der Sache nicht viel weiter kommen, als mit einem Segel, denn wie dies nur bei Wind funktioniert, so der neue Propeller nur bei Wellenschlag.

Betrat man mit diesem Projekt ganz neue Bahnen, so wird andererseits bei den Versuchen mit Reaktionspropellern eine alte Geschichte wieder aufgeschrikt. Schon vor zwanzig Jahren hat man versucht, ein Boot zu bauen, in dem vorn Wasser eingesogen und hinten kräftig ausgeflogen wurde. Betrachtet die Propellerschraube den Ozean als große Schraubenmutter, durch welche sie sich durchschraubt, so schneidet sich dieser Motor gewissermaßen einen langen Streifen aus dem Wasser, an dem er sich und das Schiff vorwärts haspelt.

Fügen wir zum Schluß noch hinzu, daß die Vereinigten Staaten zur Zeit ein unterseeisches Torpedoboot in ihrer Marine haben, dessen Wert sie möglicher Weise bei ihrer plötzlichen Kolonialpolitik zeigen könnten, so leuchtet ein, daß sich zu Ende des Jahrhunderts große Umwälzungen im Schiffsbau vorbereiten.

An die deutschen Biertrinker richtet sich eine Notiz, welche wir in der neuesten Nummer der „Deutschen Bran-Industrie“, offizielles Organ des Bundes der mittleren und kleinen Brauereien der norddeutschen Brausteuergemeinschaft, finden: „Nach der beachtenswerten Kundgebung der deutschen Professoren, betreffend die Unterdrückung des Deutschtums in Oesterreich und durch die Tschechen, hätte man wohl erwarten können, daß die tonangebenden Kreise in Deutschland sich des Konsums tschechischer Biere enthalten würden, um so mehr, als ja in Deutschland vorzügliche Biere nach „Pilsener Art“ und nach „böhmischer Art“ gebraut werden. Man muß den Tschechen an den Geldbeutel greifen.“

Nicht nur wegen unseres beleidigten deutschen Nationalstolzes, sondern auch aus Gesundheitsrücksichten soll das Trinken tschechischen Pilsener Biere zu verwerfen sein. Die „Deutsche Brauindustrie“ schreibt: „Man muß sich wundern, daß deutsche Aerzte noch so oft das Bier aus Pilsen als gesund empfehlen. Die Original-Pilsener Biere erhalten vor ihrer Versendung nach Deutschland einen Zusatz von „Kräusen“,



d. h. von in Gährung begriffenen ganz jungem Bier. Es geschieht dies, um durch dessen Weitergährung den Kohlensäuregehalt zu erhöhen. Selbstverständlich muß ein solches Bier noch Hefe absetzen. Daher ist von jenen böhmischen Brauereien eine besondere Behandlung für diese Biere den deutschen Abnehmern vorgeschrieben. Da aber diese Vorschrift nicht immer beachtet und auch beim Anzapfen kleinerer Gebinde nicht immer vorsichtig verfahren wird, so kommt es, daß dem Publikum sehr oft Original-Pilsner Bier vorgelegt wird, welches trübe ist, d. h. in welchem sich Hefe befindet. Es ist zweifellos, daß solche hefigen Biere für die Gesundheit nicht gerade zuträglich sind, häufig Darm- u. Blasenkatarrhe, starken Durchfall u. s. w. hervorrufen. In Bayern z. B. würde ein derartiges hefiges Bier seitens der Polizeibehörde zum Ausschank nicht zugelassen werden. Aber der für alles Fremde leicht begeisterte Deutsche, der solch trübes Zeug zurückweisen würde, trinkt es ruhig weiter, weil es vom Ausland kommt, und redet sich und andern ein, es sei „gesund“. Ich zweifle sehr, daß die Kreise, die sich nun einmal die „Gesundheit fördernde Wirkung“ der Pilsner Biere eingeredet haben, sich entschließen werden, die tschechischen Biere im Stance einer „Demonstration“ zu meiden. Aber man kann nachweisen, daß in der That die in Deutschland nach Pilsner Art gebrauten Biere von gleicher Güte sind, wie das Original Pilsner. Diesen Nachweis erbringt u. a. das „Untersuchungsamt der Stadt Breslau.“ Daß die deutschen Biere die Original-Pilsner an Haltbarkeit übertreffen, geht schon daraus hervor, daß sie ganz blank und hefelein verpackt werden. Dazu kommt, daß die Pilsner Biere verhältnismäßig schwache Biere, daher unverhältnismäßig teuer sind.“

Prag, 6. Aug. Die Prager „Politik“ schreibt: Wohl zu den seltensten „Jubiläen“ mag es gehören, wenn jemand in „voller körperlicher und geistiger Frische“ das fünfzigjährige Jubiläum seines Verweilens im Zuchthaus begehrt. Doch auch solche giebt es und ein seltener Jubilar ist der Brandstifter und Strohentäuber Josef Hell aus der Gegend von Jizín, welcher eben daran geht, in der Pantrager Strafanstalt das fünfzigjährige Jubiläum seiner Einlieferung zu feiern. Im Jahre 182 wegen Brandlegung zum ersten Male abgestraft, holte er sich, zum größten Teil immer wegen Raubers und Brandstiftung, Strafe auf Strafe, sodaß er in dem Zeitraum von 55 Jahren nahezu 50 Jahre im Zuchthaus zugebracht hat. Da er so ziemlich alle großen Strafanstalten Oesterreichs aus eigener Wahrnehmung kennen gelernt hat, so ist er in seinem Fache ein Sachverständiger par excellence. Die moderne Strafrechtspflege lobt er sich, ebenso wie er nicht begreifen kann, daß man bis zu den 70er Jahren in dunklen, unterirdischen Löchern, an Händen und Füßen gefesselt, ange schmiedet sein konnte, wie es z. B. bei ihm der Fall war, als man ihn auf dem Spielberg durch nahezu 20 Jahre Ketten und Fesseln schleppen ließ, was ihm ziemlich lästig gewesen sein soll. Die jetzige humanere Aera behagt ihm viel besser. Gegenwärtig zählt er 85 Jahre, sieben Jahre hat er noch abzubüßen, sodaß er, wie er hofft, als zweiundneunzigjähriger Greis die Strafanstalt verlassen wird. Ob ihm die Berufs kollegen in Pantraz zu seinem „Jubiläum“ eine kleine erhebende häusliche Fete veranstalten und noch lange Jahre zur erspriehlichen Thätigkeit in seiner Stellung beglückwünschen werden, ist noch nicht sichergestellt.

Wien, 5. Aug. Zündhölzchen aus Papier ist die neueste Erfindung der Zündholzindustrie in Oesterreich, wo bekanntlich diese nützliche Erfindung gemacht worden ist; es handelt sich zunächst, wie die „N. Fr. Pr.“ mitteilt, um den Ersatz für die inländischen, englischen und italienischen Wachsstreichhölzler. Eine Wiener Firma hat diese Erfindung vor etwa Jahresfrist erworben, ein Etablissement bei Wiener-Neustadt errichtet, und nach überaus mühevollen Versuchen ist es gelungen, ein

Fabrikat herzustellen, welches Aussehen erregen wird. Die von dieser Firma erzeugten Zündmossenträger aus Papper, Paper vestas genannt, gelangen schon in diesen Tagen in den Handel, und zwar in ganz neuartiger und hübscher Ausstattung. Die Brenndauer dieser Zündstäbchen ist eine geradezu unglückliche; ein derartiges Stäbchen, an Größe und Aussehen einem schwedischen Zündhölzchen vollkommen gleich, brennt etwa drei Minuten und reicht hin, ein drittes Stockwerk zu erreichen, ohne daß es erlischt. Während bei den bisher erzeugten Wachsstreichhölzern weißer Phosphor verwendet wird, sind die jetzt in den Handel gebrachten Paper vestas mit Köpfchen aus einer neuen, vollkommen giftfreien Zündmasse versehen und übertreffen alle bisherigen ähnlichen Erzeugnisse.

Eine Frau mit sieben Kugeln im Leibe. Aus Miskolcz, 28. Juli, schreibt man: Die hiesige Wäscherin Barbara Dövrin ist noch verhältnismäßig jung, hat aber schon viele Widerwärtigkeiten mitgemacht. Am ersten Weihnachtstage des vorigen Jahres feuerte der Brunnenmeister Samuel Schwarz, mit dem sie in gemeinschaftlichem Haushalte gelebt, aus einem Revolver fünf Kugeln auf sie ab. Man konnte die Kugeln aus ihrem Leibe nicht entfernen, dennoch kam sie nach 5 Monaten auf. Unlängst hatte sie mit dem Tischlermeister Michael Szadkovsky einen Streit, und dieser feuerte zwei Schüsse auf sie ab. Auch diese beiden Kugeln steckten in ihrem Körper. Die Dövrin befand sich aber dabei ganz wohl und ging ihrer Arbeit nach. Gestern geriet sie mit ihrem Bruder in Streit. Dieser brachte ihr mehrere gefährliche Stiche bei. Nun liegt sie schwer krank im Spitale. Man sollte glauben, daß sich solche Geschichten nur bei den Hinterwäldlern im wildesten Westen von Amerika ereignen.

80 Schüsse in der Minute können mit einem von dem italienischen Bersaglieri-Kapitän Cei erfundenen neuen Gewehr abgegeben werden, ohne daß es auch nur nötig wäre, die Waffe abzugeben. Es werden nach einer Mitteilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlich zur Zeit zwei dieser neuen Gewehre, deren Mechanismus auf das strengste geheim gehalten wird, in der königlichen Handwaffenfabrik zu Terni zu Versuchszwecken hergestellt. Im Interesse der Menschlichkeit, sowie nicht weniger im Interesse der Steuerzahler wäre ein absolutes Verbot dieser neuesten Wordwaffe wohl zu wünschen.

Steigt in die Höhe! Die Einwirkung der Gebirgsluft auf das menschliche Blut ist neuerdings genau studiert worden. Jedermann weiß, wie erfrischend für den Bewohner der Tiefebene der Aufenthalt in Gebirge ist. Dieses Wohlfinden ist aber nicht nur, wie manche vielleicht glauben, eine Sache des seelischen Empfindens, sondern es beruht auf rein körperlichen Vorgängen. Wohl der wichtigste Bestandteil des Körpers ist ja das Blut, und einer der wichtigsten Bestandteile des Blutes wiederum sind bekanntlich die roten Blutkörperchen. Nur wenn sie in der gehörigen Menge vorhanden sind, kann das Blut seine Aufgabe erfüllen, die durch die menschliche Lebensthätigkeit abgenutzten Organe zu erfrischen und gleichsam dauernd zu verjüngen. Vor kurzem wurde nun das Blut von Menschen die sich einige Zeit im Gebirge aufhalten wollten, untersucht, indem man einige Tropfen Blutes aus einer kleinen, durch einen Nadelstich hervorgerufenen Wunde sowohl vor dem Beginn des Gebirgsaufenthaltes, als auch nachdem dieser einige Zeit gedauert hatte, entnahm und sie auf ihren Gehalt an Blutkörperchen untersuchte; dabei stellte sich die interessante Thatsache heraus, daß nach kaum drei Wochen die frühere Zahl der Blutkörperchen um mehr als 11 Prozent gestiegen war. Diese Thatsache ist um so unansehnlicher in ihrer Beweiskraft für die günstige Wirkung des Gebirgsaufenthaltes, als die Untersuchungen an solchen Menschen angestellt wurden,

die die europäischen Alpen besuchten, wie an solchen, die in die amerikanischen Cordilleren gegangen waren.

Die Zeit der neuen Kartoffeln bringt für die vielen Verehrer dieser Delikatesse nicht selten Leidschmerzen und Diarrhoe. Das kommt daher, weil die Kartoffeln in den seltensten Fällen um diese Zeit schon vollständig ausgereift sind und noch nicht den nötigen Prozentsatz Stärkemehl entwickelt haben. Um nun diese meistens noch etwas feisigen jungen Kartoffeln durch eine Schnellreife mehltreicher und dadurch verdaulicher zu machen, empfiehlt es sich, dieselben in trockenem Sand einige Tage den Sonnenstrahlen auszusetzen. Vor allen Dingen hüte man sich aber, nach dem Genuß von jungen Kartoffeln sofort Wasser zu trinken.

(Ein mit dem Kopfe zu lenkendes Fahrrad) ist die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Fahrrad-Technik. Der Erfinder, dessen Heimat natürlich Amerika ist, bezweckt mit seiner Neuerung, die Muskeln des Radfahrenden alle gleichmäßig arbeiten zu lassen und das Rad sozusagen zu einem biomechanischen Gerät umzuwandeln. Er erreicht seinen Zweck nach einer Mitteilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlich dadurch, daß er die Vorderrad-Gabel mit einer Verlängerung nach oben ausrüstet, mittelst welcher das Rad durch eine an der festgeschalteten Nabe befestigten Gabel bequem gelenkt werden kann. Die Hände werden dadurch zum Antrieb einer Kurbel frei, die in Höhe und an Stelle der bisherigen Lenkstange angebracht ist, und die berufen sein soll, die Beine zu entlasten. Ob sich dieses nicht gerade elegant aussehende Fahrrad einbürgern wird, ist trotz seiner Vorzüge eine andere Frage.

„Ganz kleine harmlose Geschichten“ veröffentlicht die Münchener „Jugend“: „Fast in jedem Streit sind Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Viel Streit und Unrecht würde geschlichtet und vermieden, wenn die Richter darnach urteilten. Jemand hatte einen andern „Esel“ genannt und dieser hatte jenen „Ochs“ gescholten. Sie riefen meine Vermittlung an. Ich sprach: „In der Sache habt ihr ja beide vollkommen recht; aber in der Form habt ihr euch beide vergriffen.“ Da waren sie stolz ob ihres Rechts und beschämt ob ihres Unrechtes, versöhnten sie sich gern und priesen meine Unparteilichkeit. — Während meines Landaufenthaltes kam ich in ein Dorf, wo man die Schweine in den Häusern hielt und diese ungehindert durch Stube, Kammer und Küche liefen. „Wie können Sie nur diese schmutzigen Tiere in ihrer Wohnung dulden!“ logte ich zu einem Bauern. „Oho!“ rief der Mann mit Befremden, die unsaubersten Schweine sind ja gerade die besten.“

[Auf Reisen.] Mr. Brown: „Komme gerade von Venedig!“ — Mr. Grower: „Ah! sehr schön! Waren Sie auch im Dogenpalast?“ — Mr. Brown: „Selbstverständlich! Hab' mir alle Sehenswürdigkeiten genau betrachtet!“ — Mr. Grower: „Dann sahen Sie wohl auch den Löwen von St. Markus?“ — Mr. Brown: „Na, und ob! War gerad' dabei, wie er gefüttert wurde!“

[Eine weise Mutter.] Frau Schulze: „Ich hab' mich schon oft gewundert, daß Ihre Töchter immer so zeitig nach Hause kommen, wenn sie abends wo zu Besuch sind. Wie stellen Sie denn das an?“ — Frau Müller: „Sehr einfach. Wer zuletzt heimkommt, muß am nächsten Morgen Kaffee kochen!“

[Die besorgte Mutter.] Frau, die soeben eine Depesche an ihre Tochter aufgegeben hat, zum Beamten: „Aber gelt, Sie telegraphiere e bisle la u t, mei Tochter hört net ganz gut!“

[Der geborene Couleurstudent.] „Wie alt sind Sie, Herr Studiosus?“ — „Am 14. Dez. 1875 das Licht der Welt figiert.“

